

Berliner, die mit Irinaios über »Revolution« diskutieren wollten; Taubstumme und ihre Betreuer; Arbeitssitzungen von Forstbeamten, von Beamten des Athener Erziehungsministeriums, von Vertretern der Öffentlichen Dienste, von Beamten des Bewässerungsamtes Ostkreta; griechische, kretische und zyprische Teilnehmer eines Kommunalkongresses; kirchliche Information für Journalisten aus Griechenland; ausländische Priester, Mönche aus Italien, Lehrer aus der Schweiz, ausländische Mathematiker, deutsche Studenten und Dozenten; Vertreter der Südafrikanischen Regierung, die die Musterfarm kennenlernen wollten, Botschafter und Militär-Attaché der Bundesrepublik in Athen, der deutsche Konsul in Chania; griechische und ausländische Offiziere und Soldaten, häufig auch deutsche Soldaten vom NATO-Raketenübungsplatz »NAMFI«. Hervorzuheben sind auch eine Kontaktnahme kretischer Philologen mit westeuropäischen Vertretern der klassischen Studien und der Archäologie, ferner die Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut in Chania und eine »Regionaltagung der Leiter der Goethe-Institute in Griechenland und Zypern«, bei der es u. a. auch um Fragen des Deutschunterrichts für Auswanderer und Gastarbeiter ging.

Der Leser mag bemerkt haben, daß bis jetzt das Wort »katholisch« nicht gefallen ist. Wir hörten vom Ökumenischen Patriarchen und vom Weltkirchenrat, von Orthodoxen, Protestanten und ihren verschiedenen Denominationen, von Mennoniten, von der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe, von der Evangelischen Landeskirche der Pfalz, von Bad Boll und Tutzing. Es war Kirchenpräsident Niemöller, der als erster ausländischer Redner in der Orthodoxen Akademie aufgetreten ist. Von römischen Katholiken merkt man beschämend wenig, obwohl katholische Themen, zum Beispiel das Vatikanische Konzil, nicht selten zur Debatte stehen. Kaum, daß gelegentlich katholische Besucher, Tagungsteilnehmer oder Referenten erwähnt werden, doch diese meist einzeln und ohne offiziellen Auftrag. In der Regel hat es rein griechische

Gründe, wenn Katholiken auftauchen, etwa Angehörige der römisch-katholischen Kleingemeinde in Chania oder die zwei griechenstämmigen Jesuitenpatres Markos Makryonitis und Michail Roussos aus Athen. Katholisch-institutionelle Beteiligungen muß man in den Jahresberichten mit der Lupe suchen. So findet sich neben Buchgaben der griechischen Universitäten und der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine Schenkung der Kommission für kulturelle Zusammenarbeit des Vatikans als Beitrag zu der erst aus wenigen tausend Bänden bestehenden wissenschaftlichen Akademiebibliothek. Dies ist peinlich dürftig angesichts der vielen gemeinsamen Verantwortlichkeiten etwa in der Gastarbeiterfrage, in der Touristen- und Soldatenseelsorge, angesichts der kirchengeschichtlichen und dogmatischen Nähe, angesichts auch der hartkämpfenden, noch aus venezianischem Erbe stammenden römisch-katholischen Kleingemeinden in Griechenland und Kreta, bei denen man übrigens seit der Einführung der Volkssprache in der Liturgie Messen des lateinischen Ritus in griechischer Sprache mitfeiern kann. Obwohl wir das Anliegen der Orthodoxen Akademie auf Kreta bei unseren evangelischen Mitchristen neidlos in guten Händen wissen, wirkt auf den Besucher von Gonia die römisch-katholische Unterlassung, die irgendwo zwischen Unter-Engagement und Non-Präsenz liegt, bedrückend. Sicher gibt es kirchendiplomatische Gründe, die diese Zurückhaltung verständlich machen. Trotzdem sollten wir uns nicht damit beruhigen.

Helmut Ibach

DIE FRAGE NACH DEN GRÜNDEN. – Die Sorge um die Zukunft der Kirche bewegt alle engagierten Gläubigen in unserem Lande. Ob progressiv oder konservativ, so unterschiedlich die Sichten auf Kirche und Welt auch sein mögen, es dürfte unbestritten sein, daß die Sorge um die Zukunft der Kirche eine der wenigen verbliebenen Gemeinsamkeiten ist, die die immer stärker polarisierten Flügel der Engagierten miteinander und diese mit der immer dünner werdenden Mitte der auf Ausgleich Bedachten

verbinden. Freilich: es ist die Sorge um die Wirksamkeit einer jeweils ganz bestimmten Vorstellung von Kirche, Vorstellungen, die, wenn sie sich schon nicht gegenseitig ausschließen, so doch partiell nicht aufgehen und daher kräftig aneinander reiben. Dabei wird die Sorge jeweils ausgelöst weniger von der Skepsis gegenüber der eigenen für richtig gehaltenen Konzeption als durch die anderen für unzulänglich oder falsch erachteten Vorstellungen, von den Folgen solcher verkürzter Lehren für die Menschen in dieser Welt.

Unbestritten ist auch, daß die Sorge ihren Grund in der nicht zu überschenden Tatsache hat, daß viele Menschen, fast immer Getaufte, sich der Kirche entfremden, mit ihrem Angebot nichts mehr anzufangen wissen (und daß das nicht so bleiben darf); daß aber die Sorge auch das Ergebnis der Erfahrung ist, derzufolge – um den Vorgang der Entfremdung zu beenden oder wenigstens zu verlangsamen – Veränderungen in der Struktur der Kirche und eine neue Sinngebung des Glaubensgutes verlangt werden, die das Wesen der Kirche möglicherweise verfälschen.

Die beiden Erfahrungen, die die Sorge um die Kirche bestimmen, stehen also komplementär zueinander, wenn sie sich auch – zunächst jedenfalls – nicht wechselseitig bedingen.

Das vorgegebene unbestrittene Faktum ist die Entfremdung, der lautlose Abfall vieler Getaufter, ein Vorgang, der nicht erst in den letzten Jahren eingesetzt hat, sondern fast so alt ist wie die industrielle Gesellschaft des Westens. Aber er wurde lange Zeit nicht registriert, er blieb verschleiert, weil er nicht Gegenstand öffentlicher Diskussion war und weil die Energien der Kirche in Deutschland auf anderen Feldern verbraucht wurden (Nazizeit, Kriegs- und Nachkriegszeit). Erst als Vorgang der Entfremdung sich beschleunigte und offensichtlich wurde, stellte sich die Frage: Was tun?

Aggiornamento, Konzil, Aufbruch der Kirche waren die Antwort. Wir wissen heute, daß, so notwendig und fruchtbar das Konzil gewesen ist, die Sorge nicht nur geblieben, sondern größer geworden ist. Denn

die Entfremdung hält an. Sie bezieht sich heute – nach dem Konzil – nicht mehr allein auf die vielen Gläubigen, die mit den Lehren und dem Selbstverständnis der Kirche nichts anzufangen wissen, sondern wird von vielen engagierten Gläubigen innerhalb der Kirche auf die sichtbar verfaßte Kirche selbst bezogen: die Kirche ist es, die – nach diesem Verständnis – den Menschen und der modernen Welt entfremdet ist und – so lautet der Einwand und Widerspruch der innerkirchlichen Kritik – sie findet sich damit ab; sie gibt sich mit dem Zustand wechselseitiger Entfremdung zufrieden.

Das Codewort für diese unterstellte Bewußtseinshaltung der Kirche in Deutschland lautet: Gettomentalität. »Marsch ins Getto!« heißt eine Schrift, in der dreizehn Katholiken, meist Synodale, sich dazu äußern¹. Von wenigen Beiträgen abgesehen (Der Marsch ins Getto findet nicht statt), ist trotz beträchtlicher Differenzierung der Ansätze und Gesichtspunkte der Schrift ein grundlegender Tenor gemeinsam: Die Offenheit der Kirche gegenüber der modernen Welt ist seit den Tagen des Konzils rückläufig – auch in unserm Land: ein für die Kritiker bedauernswerter, kaum entschuldbarer Vorgang, für den eine Reihe Gründe, mehr noch Belege angeführt werden. Nicht mehr die Unabweisbarkeit der sich verringernden Zahl der Gläubigen – die Entwicklung zur Diaspora – wird beklagt, sondern der Rückzug aus der Öffentlichkeit, die Schaffung einer eigenen kleinen Welt, einer Subkultur, die sich selbst zu genügen schein, darüber zur Sekte werde mit der Gefahr des Zerfalls und des Endes.

Gesetzt den Fall, die Kritiker hätten recht, ihr Modell des Verhältnisses von Kirche und Welt heute in Deutschland stimme und ihr unüberhörbares Mahnen wäre daher nicht von der Hand zu weisen, an wen erginge es? – Wer wäre ihr Adressat? Aus der Sicht der Kritiker gesprochen: Wen muß ich in erster Linie – unausgesprochen oder offen – für die von mir festgestellte und

¹ Marsch ins Getto? Herausgegeben von Karl Lehmann und Karl Rahner. München 1973. 144 S.

beklagte Entwicklung verantwortlich machen?

Es ist klar, daß es nicht die Opfer der Entfremdung sein werden und auch nicht diejenigen, die ihren Glauben leben wie seit eh und je, die »schweigenden Mehrheiten«, öffentlichkeitsfern, noch immer eingebunden in eine soziale Welt, die eine Stütze für die Glaubenspraxis sein mag, auch wenn man von allen Gläubigen heute verlangt, mündig und kritisch zu werden, sich emanzipatorischen Prozessen zu unterziehen (um – so heißt es – in der modernen Welt als Christ, vereinzelt, ohne soziales Stützkorsett bestehen zu können). Sie sind nicht die Adressaten der Kritik.

Es ist die Leitung der Kirche, es sind die Bischöfe, die Väter der Gemeinden, die für eine solche Entwicklung – Marsch ins Getto – vorrangig verantwortlich gemacht werden, eine Entwicklung, die nach Überzeugung der meisten Autoren, auch derer, die eine solche Entwicklung bestreiten, keine dauernde Existenzform der Kirche sein darf. Die Kirche hat sich der Welt zu stellen, hat zu verkünden – ob gelegen oder ungelegen –, sie muß »offen« sein, erkennbar als Kirche für die Welt, sie ist keine Subkultur in Kellern oder hinter dicken Wänden. Wenn sie historisch in Keller oder Katakomben ging, wurde ihr diese Lebensweise aufgezwungen, nie war sie freiwillig gewählt. Kaum einer der Autoren, der den Marsch ins Getto als gegeben ansieht, ihn beklagt, die Leitung der Kirche dafür mehr oder weniger deutlich verantwortlich macht, stellt sich die Frage, wenn es schon stimmte, daß bei uns die Kirche ins Getto marschierte, ob der Vorgang ein von der Leitung der Kirche angestrebter, erwünschter sei oder inwieweit er erzwungen ist.

Lassen wir die Bilder: Getto oder Turm. Nennen wir, was sie massiv, überzogen ausdrücken wollen: Distanz. Zunehmende Distanz der Kirche, ihrer Führer zu der sie umgebenden Welt heute in der Bundesrepublik.

Stimmt das? – Es stimmt. Wieder ist zu fragen nach den Gründen. (Damit kein Mißverständnis aufkommt: Die zu beobachtende zunehmende Distanz der Kirchenleitungen in

unserem Zusammenhang ist nicht das Ergebnis des Willens, all den verschiedenen Erwartungen und Wünschen, den vielfältigen Richtungen innerhalb der Kirche in Deutschland objektiv und gerecht gegenüberzustellen, die Flügel in der Kirche zu integrieren, es mit keinem zu verderben – nein, es handelt sich um eine wachsende Enthaltung, in mehr als einem Falle um eine »schweigende Kampfstellung« gegenüber der die Kirche in Deutschland umgebenden Öffentlichkeit.)

Die Distanz hat nicht immer bestanden, zumindest war sie nicht immer so deutlich. Die grobe These, die häufig zu hören ist, das Konzil habe in der Kirche Kräfte freigesetzt, die der Kontrolle der Kirchenleitung zu entgleiten drohen, daher das Blocken und Bremsen, stimmt nur halb; die andere These – die ganze Richtung (die politische und gesellschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik) passe der Leitung der Kirche nicht – ist ebenfalls zu grob, als daß sie stimmen könnte. An beiden Behauptungen ist aber soviel richtig, daß die Gründe für die distanzierte Haltung der Mehrzahl der Kirchenleitungen in der veränderten Umwelt zu sehen ist.

Veränderte Umwelt, »andere Welt« heißt nun nicht sozial-liberale Koalition, Ostpolitik, neue Gesetze – nicht konform mit den Vorstellungen der Kirche; auch nicht: Wille zur Fundamentaldemokratisierung, Aufstand der jungen Generation, Hochschulkonflikte; weder die unübersehbare Zunahme der Konflikte noch ein in nicht gewünschte Richtung abfahrender Zug, bepackt mit schwerwiegenden politischen Entscheidungen. Das alles ist nicht der springende Punkt, denn um Sachfragen kann immer gekämpft werden. Die Veränderung, die die Distanz der Kirchenführungen erzwungen hat und erzwingt, ist auch nicht atmosphärisch verursacht. Die Kirche und der einzelne in ihr leidet gewiß unter dem weitverbreiteten unterschwelligem, aber spürbarem Haß gegen die Kirche. (Das FDP-Kirchenpapier spekuliert darauf.) Aber das war früher nicht viel anders, in der Nazizeit schlimmer, offener. Erfahrene Seelsorger wissen, daß in manchen Fällen diese Einstellung nicht ohne Schuld der Kirche zustande gekommen ist.

Der entscheidende Grund, der die Distanz erzwingt, ist das umsichgreifende neue Verständnis von »Wahrhaftigkeit« und seine Nutzung in der Praxis, die im traditionellen Verständnis wenn schon nicht Unwahrhaftigkeit, so doch halbe Wahrheit, oder formale Richtigkeit/materiale Unrichtigkeit, Vernebelung, Verschleierung, kurzum Täuschung ist. Es führte hier zu weit, zu untersuchen, worin sich diese Art von Kommunikation im öffentlichen Leben der Bundesrepublik von der »politischen Lüge« früherer Zeiten unterscheidet, welches die Voraussetzungen dafür sind, daß Täuschung als Kommunikationsform bei uns anerkannt, ja selbstverständlich zu werden beginnt. Sicher ist nur, daß die Leitung der Kirche diese fundamentale Veränderung nicht mitverursacht hat.

Da, wo sie auch in der Kirche zu wuchern beginnt, wurde sie in sie hineingetragen.

Wie immer man zur Gettotheorie steht: die »Offenheit« der Kirche zur Welt hat

Grenzen, die nicht bestimmt sind von der Angst vor Verlusten, vor falschen Lehren, durch Immobilität, Trägheit des Herzens, Machterfahrung und Machtbehauptung (solche Elemente der Abgrenzung sollen nicht bestritten werden, sie haben zu allen Zeiten der Kirche ihre Rolle gespielt).

Die Grenzen ergeben sich aus Wesen und Auftrag der Kirche. Offenheit, Aggiornamento, verstanden als Anpassung der Kirche an das jeweilige Verständnis der Öffentlichkeit von »Wahrhaftigkeit«, an eine »parteiliche Wahrheit«, an die Täuschung als tragendes Element der Kommunikation korrumpierte die Kirche; sie ließe sie zum Verräter werden an den Menschen und deren Grunderwartungen. Die festzustellende Distanz der Führung der Kirche in der Bundesrepublik ist nicht der Ausdruck von Selbstgenügsamkeit, sondern die Konsequenz ihres Selbstverständnisses und ihrer Verantwortung für den Menschen.

Franz Greiner

A. García Rubio, geboren 1934 in Alhama de Murcia (Spanien), studierte in Madrid und Rom. 1958 zum Priester geweiht, doktorierte er 1959 über das Thema »Evangelium und Befreiung«. Er lehrt heute in Rom Dogmatik. Den Beitrag auf S. 401 übersetzte August Berz.

Friedrich Beutter, geboren 1925, studierte Volkswirtschaft und Theologie. Er ist Professor für Moraltheologie und Volkswirtschaft an der Theologischen Fakultät Luzern.

Roger Vekemans van Cauwelaart, geboren 1921 in Brüssel, studierte Theologie und Soziologie in Mecheln, Namur, Löwen, Münster, Nimwegen und Paris. Er ist Mitglied der Gesellschaft Jesu. Von 1957 bis 1970 Lehrtätigkeit in Santiago de Chile. Seit 1970 Direktor des »Centro de Estudios para el Desarrollo e Integración de América Latina« in Bogotá, Kolumbien. Den Beitrag auf Seite 434 übersetzte August Berz.

Maximino Arias Reyero, geboren 1935 in León (Spanien), promovierte 1970 in Regensburg mit einer Arbeit über Thomas von Aquin als Exeget. Seit 1971 ist er Professor für Dogmatik an der Katholischen Universität Chile und Direktor des »Seminario Latinoamericano-Centro de Documentación«. Den Text auf S. 449 bearbeitete Karin Bommes, wissenschaftliche Lehrkraft an der Theologischen Fakultät der Universität Regensburg.

Oskar Anweiler, geboren 1925, ist ordentlicher Professor für Vergleichende Erziehungswissenschaft an der Ruhruniversität Bochum.

Helmuth Ibach, geboren 1912, ist seit 1956 im Dienstbereich des Bundesverteidigungsministeriums tätig, zur Zeit als Wissenschaftlicher Direktor bei einer Offiziersschule.